

Jürgen Oelkers

*Kinder sind anders, aber wie? *)*

„Kinder sind anders,“ heisst der deutsche Titel von Maria Montessoris berühmtem Buch *The Secret of Childhood*, das 1936 zuerst auf Englisch erschien und 1952 in der deutschen Übersetzung herauskam. Maria Montessori schreibt ein flammendes Plädoyer weniger für die Kinder als gegen die Erwachsenen. Sie und ihre Erziehungseinrichtungen unterdrücken das Kind, der Weg durch die Kindheit ist eine einzige Via dolorosa, der Leidensweg kann nur dann beendet werden, wenn die Erwachsenen Demut vor den Kindern entwickeln und sich selbst als deren Diener verstehen. Wie „anders“ die Kinder sind, erfährt man allerdings nicht, und dass sie anders sind als die Erwachsenen, war schon vor Montessori bekannt.

Ich benutze den deutschen Titel ihres erfolgreichsten Buches nicht für oder gegen die Montessori-Pädagogik. Vielmehr werde ich auf sichtbare Veränderungen der Kindheit eingehen und dann fragen, wie Erwachsene auf anders gewordene Kinder reagieren sollen. Dass Kinder heute „anders“ sind als früher, bezieht sich nicht auf ihre Entwicklungsstufen, die so anders vermutlich nicht sind, sondern auf die Umwelten, in denen sie lernen und Erfahrungen machen. Diese Umwelten haben sich in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend geändert, und dies in dreifacher Hinsicht: Sie sind kommerziell geworden, werden von Medien bestimmt und haben höhere Freiheitsgrade als je zuvor.

Wenn Kinder heute „anders“ sind, dann im Blick darauf. Sie wachsen in offenen Erfahrungswelten auf, haben früh Kaufkraft und sind als Zielgruppe für Konsumprodukte entdeckt worden. Diese Entwicklung scheint - wenigstens für westliche Gesellschaften - irreversibel zu sein. Als Pippi Langstrumpf 1945 im schwedischen Original erschien, sollte das eigensinnige und schöpferische Kind beschrieben werden, das Kind der Reformpädagogik, lustvoll ins Anarchische zugespitzt; dieses Kind hatte keine Umwelten, die dem Freiheitsdrang widerstehen konnten, aber es musste auch nicht mit Konsum umgehen und sah sich keiner Macht der Medien ausgesetzt.

Kinder, die so aufwachsen, scheinen zur Last zu werden. Jedenfalls ist auffällig, dass heutige Medien mit Vorliebe über fettleibige Kinder berichten, Fälle der Verwehrlung darstellen oder Gewaltexzesse in Schulen zu Schlagzeilen machen. Suggestiert wird damit, dass Kinder und Jugendliche der Gesellschaft entgleiten und vor allem in dieser Hinsicht anders geworden sind. Die Erklärungen sind schnell bei der Hand, Rückzug der Eltern aus der Erziehungsverantwortung, übermässiger Medienkonsum und Wohlstandsverwehrlung. Auch die Gegenmittel sind schnell genannt, Erziehung der Eltern, scharfe Kontrolle des Konsums, Beschneidung der Freiheiten und generell mehr Disziplin.

Mit dieser Frage werde ich beginnen: Hilft der Ruf nach mehr Disziplin? Und hilft er, wenn der Adressat unbestimmt bleibt? (1) In einem zweiten Schritt gehe ich auf die

*) Vortrag gehalten am 24. Mai 2007 in der Autostadt Wolfsburg.

Konsumerfahrungen näher ein: Sind die heutigen Kinder tatsächlich „Konsum-Kids“, die weder Maria Montessori noch Astrid Lindgren als *Kinder* erkennen würden? (2)
 Abschliessend gehe ich auf konkrete Möglichkeiten ein, wie in heutigen Umwelten das Aufwachsen der Kinder verantwortungsvoll begleitet werden kann. Die Frage lautet hier: Was heisst Erziehung, wenn Kinder darauf nicht mehr eingestellt sind? (3)

1. Der Ruf nach Disziplin

„Lob der Disziplin“ heisst ein Buch, das in Deutschland Furore gemacht hat. Es steht sein Monaten auf den Bestsellerlisten und hat eine Kontroverse über Erziehung ausgelöst, die an die siebziger Jahre und den Kulturkampf um die „anti-autoritäre“ Erziehung erinnert, nur dass diesmal die andere Seite stark gemacht wird. Verfasser des Buches ist der katholische Theologe und ehemalige Leiter des Eliteinternats Schloss Salem am Bodensee, Bernard Bueb. Sein Buch (Bueb 2006) hat mit der Idee, die Erziehung müssen zu früheren Formen der Disziplin zurückkehren, grosses Aufsehen erregt und ein beträchtliches Mass an Zustimmung erzeugt. Die These, Disziplin verlange Gehorsam und gar Unterwerfung, hat dagegen die pädagogische Kritik auf den Plan gerufen (Brumlik 2006).

Ganz versteht man die Aufregung nicht, denn in dem wenig stringenten Buch gibt es keinen einzigen Hinweis, was konkret unternommen werden soll, damit die so gelobte Disziplin auch den Alltag der Erziehung erreicht. Das Buch hat sich bislang mehr als 180.000 mal verkauft,¹ die Zahl der Leserinnen und Leser beträgt schätzungsweise mehr als eine halbe Million, sie müssten eigentlich ziemlich enttäuscht sein, weil über die praktischen Konsequenzen der These wenig bis nichts gesagt wird. Man erfährt etwas über die Erfahrung des Fastens in einem Eliteinternat, aber keine Behandlung des Normalfalls, den es nur als drohenden Kontrollverlust zu geben scheint. Was gelobt wird „die“ Disziplin - hat so keine Erfahrungsgestalt und bleibt eine rhetorische Figur.

Man könnte es damit bewenden lassen. Im Ausland sieht man hier eine typische *querelle allemande*, also den Streit um ein Prinzip, der folgenlos bleibt, weil die Anwendung und somit die heikle Frage, wieweit das Prinzip gehen soll, ausgespart wird. Die Provokation behindert die Problemlösung, und die Konsequenz ist nur Aufgeregtheit. Andererseits fragt sich, wie auf rebellierende Schulklassen, Gewalt auf den Schulhöfen oder Drogenkonsum bei Jugendlichen reagiert werden soll. Wegsehen verschlimmert die Situation, Eingreifen ist riskant und unter den Lehrkräften besteht oft kein Konsens, wie verfahren werden soll. Die Probleme *müssen* bearbeitet werden, es fragt sich nur, wie. Es ist leicht gesagt, dass dabei die Politik gefordert ist, viel schwieriger ist es, brauchbare Lösungen zu finden, die sich auf Prinzipien zurückziehen können.

Zunächst etwas zur öffentlichen Diskussion: Die zentrale Frage der heutigen Erziehung ist nicht, ob es früher „mehr“ Disziplin gegeben hat oder ob die Achtundsechziger Schuld sind an der Misere der Schule. Eine solche Misere gibt es nicht, jedenfalls nicht im Sinne einer pauschalen Deutung. Die Krise ist eine gefühlte Krise, bei der Schlagworte die Diskussion beherrschen, hinter denen die Realität verschwindet. Wer die Vergangenheit glorifiziert, sollte zur Kenntnis nehmen, dass in früheren Zeiten gerade die Disziplinierungstechniken den Unterrichtserfolg behindert haben. Damit sage ich nichts gegen Regeln und Sanktionen, die allerdings fair und transparent sein müssen, wenn sie wirksam

¹ Auskunft des Berliner List-Verlages vom 26. April 2007.

sein sollen. Ein Kommandoton hilft dabei nicht weiter, Strenge lässt sich nicht einfach verordnen, und wenn man schon von Disziplin reden will, dann muss sie beide Seiten umfassen.

Die Qualität der Schule ist davon abhängig, wie die Lehrkräfte im Beruf lernen und nicht, ob sie einer bestimmten Studienkohorte zugerechnet werden. Die Achtundsechziger werden demnächst pensioniert, wobei niemand je gezählt hat, wie viele von ihnen tatsächlich Lehrerinnen und Lehrer geworden sind. Wenn sie Schuld wären an der heutigen Situation, müsste sich die Schule in den letzten vierzig Jahren nur verschlechtert haben, was nach allen Daten von der Finanzierung bis zur Leistungsmessung nicht der Fall gewesen sein kann. Es gibt einen Mythos der Systemunterwanderung, aber der taugt schlecht zur Ursachenerklärung. Es ist einfach falsch, dass nach 1968 die „anti-autoritäre“ Erziehung die Schulen erobert hat. Richtig ist,

- dass sich die Unterrichtsmethoden verändert haben,
- die Lehrkräfte heute ein anderes Rollenverständnis haben als vor fünfzig Jahren,
- mehr Ressourcen zur Verfügung stehen,
- zugleich mehr Aufgaben zu bewältigen sind
- und vor allem die Zusammensetzung der Schülerschaft sich massiv gewandelt hat.

Unter diesen Bedingungen müssen Schulen Lösungen für ihre Probleme finden, was nicht dadurch möglich, dass sie sich auf blosse Prinzipien beziehen. Besonders schwierig ist es, die richtige Mischung der Methoden und Massnahmen für die jeweils gegebene Lerngruppe zu finden. Dabei helfen keine Rezepte, weil jede neue Klasse anders sein kann. Gelegentlich überschätzen die Lehrkräfte auch ihre Möglichkeiten und nicht immer suchen sie professionelle Hilfe. Andererseits dürfen Schulen bestimmte Provokationen von Schülern nicht einfach hinnehmen. Sie müssen die Grenze der Zulässigen genau bestimmen, allerdings ist auch das keine neue Erfahrung. Die Schulakten der vergangenen hundert Jahre sind voll von Übertretungen und Ordnungswidrigkeiten, gegen die sich die Schulen bis hin zum Schulausschluss zur Wehr gesetzt haben (Hürlimann 2006).

Auch bei heutigen Verhaltensauffälligkeiten müssen Lösungen gefunden werden, die die Schule als Institution trägt. Aber die Lösung ergibt sich aus dem Ruf nach mehr Disziplin, sondern muss eine intelligente Massnahme darstellen, die pädagogisch verantwortet werden kann und auch tatsächlich etwas bewirkt. Sanktionen werden nicht einfach verordnet, sondern sind als Chancen zu verstehen, die genutzt oder versäumt werden können. Das leisten nicht einfache Appelle und seien sie noch so dramatisch, sondern nur gestufte Verfahren, die von der Schule und den Behörden eingesetzt werden. Schülerinnen und Schüler, die in ihrem Lernfeld als schwierig gelten, können in eine andere Klassen versetzt werden, schwierige Klassen kann man auflösen, und für den Fall, dass Eltern ihrer Erziehungspflicht nicht nachkommen, sind in manchen Schweizer Kantonen empfindliche Bussen im Gespräch. Auch „Null-Toleranz“ bei Gewalt ist eine politische Forderung.

Manche Sekundarschulen in der Schweiz gehen inzwischen dazu über, für Jugendliche, die am Unterricht nicht interessiert sind und ständig massiv stören, die in diesem Sinne untragbar sind, eine Auszeit zu organisieren, die der Besinnung dient und eine andere Lernumgebung zur Verfügung stellt. Das kann eine Woche Arbeitseinsatz sein, aber auch mehrere Wochen Sozialdienst während und nach der Schulzeit. Damit verbunden ist keine versteckte Erleichterung, sondern ein zielgerichteter Auftrag, dessen Erfolg oder Misserfolg

registriert wird. Die Schüler wissen, dass im Falle des Scheiterns der Massnahme weitere Sanktionen folgen werden.

Im Kanton Zürich gibt es so genannte „Schlaufenschulen“,² die für längere Zeiträume alternative Formen von Verschulung anbieten und steigende Nachfrage erleben. Das wäre ein „Timeout“ ausserhalb der Stammschule. Der Zweck dieser Angebote ist es, dass die Jugendlichen zurückkehren können und einen regulären Abschluss machen. Sie werden nicht ausgesondert, sondern erhalten eine Chance zur Verhaltensänderung. Mit der temporären Umschulung wird sichtbar, dass die Chance ernst gemeint ist. Es ist keine weitere Auseinandersetzung in alter Umgebung. Allen beteiligten Seiten, also den Eltern, den Lehrkräften und den Jugendlichen, wird damit eine weitere Zermürbung erspart, die so auch nicht mit einem Schulausschluss endet. Zudem werden die Schülerinnen und Schüler davon befreit, einseitig stigmatisiert zu werden. Eltern sind in aller Regel dankbar, dass es solche Angebote gibt und zeigen sich kooperativ auch dann, wenn sie zuvor der Schule fern standen.

Was soll geschehen, wenn nicht einzelne Schüler das Problem sind, sondern die Zusammensetzung der Schule? Wiederum im Kanton Zürich gibt es ein Programm, das unter dem Namen „Quims“ bekannt geworden ist und auch in den deutschen Medien diskutiert wurde. Das Kürzel steht für *Qualität in multikulturellen Schulen* und wird vom Kanton finanziert. Schulen mit einem hohen Anteil an Fremdsprachigen erhalten zusätzliche Mittel,³ mit denen das Sprachenlernen sowie die soziale Integration gefördert werden. Das Sprachenlernen betrifft qualifizierten Unterricht in Deutsch als Zweitsprache sowie eine Kooperation der Schule mit den Kursen für heimatliche Sprache und Kultur, die von vielen Gemeinden angeboten werden. Die Schulen verstärken die individuelle Lernunterstützung und können auch Kurse zur Förderung der sozialen Integration anbieten, etwa für Eltern fremdsprachiger Kinder.

Neue Schulen werden in das Quims-Programm eingeführt. Sie durchlaufen zwei Einführungsjahre, führen Weiterbildungen durch und machen Standortbestimmungen. Die Erfahrungen der bereits länger im Projekt tätigen Schulen sind auf einer Homepage⁴ zugänglich. Der Zweck des gesamten Programms ist darauf ausgerichtet, Schulerfolg auch dort zu ermöglichen, wo er zunächst ausgeschlossen wurde. Dazu ist der Erwerb der Unterrichtssprache zentral, der Erfolg setzt aktive Elternarbeit voraus. Wenn ein Programmschwerpunkt die Leseförderung ist, dann werden dafür gezielt Veranstaltungen für Eltern angeboten, auch für fremdsprachige. Die Weiterbildung betrifft also nicht nur die Lehrkräfte. Die Eltern werden nicht „erzogen,“ sondern in einem sinnvollen Ausmass an der Arbeit der Schule beteiligt.

Ganz unabhängig von Quims gibt es im Kanton Zürich eine eigene *Fachstelle für Elternmitwirkung*.⁵ Eltern und Schule sind gesetzlich zur Zusammenarbeit verpflichtet. Die Fachstelle berät Eltern bei der Wahrnehmung ihrer Rechte, erfasst die konkrete Umsetzung der Partizipation und stellt auf ihrer Homepage⁶ monatlich besonders gelungene Beispiele vor, die zeigen, wie die Kooperation zwischen Eltern, Schüler und Lehrkräften produktiv gestaltet werden kann. Die Fachstelle sorgt auch für eine Vernetzung der verschiedenen Projekte und vertritt die Anliegen der Partnerschaft in der Öffentlichkeit (Fachstelle

² Etwa die Schlaufenschule Hardwald in Wallisellen: <http://schlaufenschulehardwald.ch/4599/html>

³ Zwischen 30.00 und 60.000 Franken pro Jahr je nach Grösse der Schule und Belastungsfaktoren.

⁴ <http://www.quims.ch>

⁵ Die Fachstelle wird vom Bundesamt für Gesundheit mitfinanziert. Hier finden sich weitergehende Informationen über das Projekt: <http://www.bildungundgesundheit.ch>

⁶ <http://www.elternmitwirkung.ch/>

Eltermitwirkung 2006). Dahinter steht die Idee, dass die Schulen die Ressource Eltern aktiv nutzen sollten, mit wirklichen Angeboten und nicht mit Alibiübungen.

Das lässt sich verallgemeinern: Zur Entwicklung einer Leistungspartnerschaft, die die Eltern einschliesst, sollten die Schulen *Lern- und Verhaltensprogramme* entwickeln, die quasi-vertraglichen Charakter haben. Was in der Verantwortung der Schule, der Eltern und der Schüler liegen soll, darf nicht im moralisierenden Nebel verborgen bleiben, sondern muss expliziert und verbindlich formuliert werden. Das gilt für die normativen Erwartungen ebenso wie für die fachlichen Standards oder die konkreten Formen der Kooperation, einschliesslich der Frage, welche realen Kompetenzen die Eltern erhalten sollen. Die gesetzlichen Vorschriften schliessen nicht aus, dass verstärkt mit den Eltern elektronisch kommuniziert wird, und es ist auch nicht verboten, ihren Rat einzuholen.

Oft kann man nämlich nur gemeinsam etwas tun. Das zunehmend gravierende Problem des „Schulschwänzens“ (Reissig 2001) und im weiteren der Schulverweigerung (Wagner/Dunkake/Weiss 2004) muss bearbeitet werden, wenn die Schule glaubwürdig bleiben will, aber das ist nicht möglich, wenn es keine gemeinsamen Regelungen gibt und jeder hofft, das Problem würde ihn nicht betreffen.

- Statt immer neu „Migränemärchen“ entgegen zu nehmen, könnte man, wie dies an bestimmten Schweizer Gymnasien bereits üblich ist, den Begründungszwang abschaffen, ein Kontingent mit einer Höchstgrenze von Absenzen einführen⁷ und jede Überschreitung dieses Kontingents wirksam ahnden.
- Mit Einführung eines solchen Systems ist die Zahl der Absenzen gesunken.
- Die Eltern wurden von der Massnahme informiert und konnten sich dazu äussern.

Einzelne Massnahmen sind von Programmen zu unterscheiden. Eine allgemeine Strategie wäre es, wenn die Schulen Programme und Massnahmen für einen bestimmten Zeitraum entwickeln und das Vorhaben dann mit den Eltern kommunizieren, soweit diese betroffen oder zuständig sind. Die Programme enthalten Angaben über

- Schulregeln, Verhaltenserwartungen und Sanktionen,
- Ziele der Schule und des Fachunterrichts für den genannten Zeitraum,
- zudem die Stoffplanung und Angaben über die notwendigen Ressourcen zum Erreichen der Ziele,
- etwa im Blick auf den zeitlichen und materiellen Lernaufwand, die Betreuungserwartungen oder die Konzentration von Stress an bestimmten Zeitpunkten des Schuljahres
- sowie Fördermöglichkeiten, über die die Schule verfügt,
- und Massnahmen der Zielüberprüfung.

Die Regeln und ihre Geltung müssen so transparent wie möglich kommuniziert werden, was ohne erheblichen Aufwand nicht möglich ist. Am Beispiel gesagt: Es muss klar und transparent definiert sein, was ein „Fehler“ ist. Wenn ein Schüler in einem Diktat viermal denselben Fehler macht, macht er *einen* Fehler und nicht *vier*. Neben den Regeln müssen auch die Formate für die Leistungen durch die Schule bestimmt werden. Nicht jede Lehrkraft kann für sich entscheiden, was eine gute und was eine schlechte Leistung ist. Standards für

⁷ Wie 30 versäumte Schulstunden pro Absenzenperiode.

Leistungen und Leistungsbeurteilung müssen verbindlich und überprüfbar festgelegt sein - was für die heutige Schule eine mittlere Revolution wäre.

Aber sind Kinder überhaupt noch schulfähig, wenn sie in Umwelten aufwachsen, die nicht Leistungen belohnen, sondern Konsumverhalten? Lehrkräfte und Eltern sehen hier einen starken Zusammenhang, und tatsächlich gibt es Daten, mit denen sich der Verdacht erhärten lässt, dass Konsum für heutige Kinder und Jugendliche die Primärerfahrung ist, der alles Andere nachgeordnet wird. Die Aussagekraft dieser Daten und deren mögliche Folgen werden mich in einem zweiten Schritt beschäftigen.

2. *Born to Buy*

Als Kunden wurden Kinder und Jugendliche bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt, parallel zur Entwicklung der Reformpädagogik (Jacobson 2004). Heute ist die Kommerzialisierung der Kindheit so selbstverständlich, dass die amerikanische Autorin Juliet Schor⁸ davon sprechen konnte, die Kinder würden *zum Kaufen geboren*. Ihr einflussreiches Buch heisst „Born to Buy“. In Ländern wie der Schweiz und Deutschland haben Kinder und Jugendliche kaum noch Möglichkeiten, von den Auswirkungen der Konsumkultur *nicht* berührt zu werden. Zwischen *Lego* und *Pokémon* beherrschen Marken und Moden den Erfahrungsraum schon von kleinen Kindern, und zwar immer in Überdosis und auf mehreren Ebenen gleichzeitig. Produkte wie *Pokémon* sind zugleich als Spielfilm, Cartoon-Serie, Sammelkartenspiel, Videogame und in allen möglichen Varianten des Merchandising präsent, so dass ständig Bedürfnisse entwickelt werden, die Kaufentscheide nach sich ziehen.

Eine grundlegende Lernerfahrung für heutige Kinder besteht also darin, dass sie *kaufen* können. Kaufen ist sozusagen eine Kompetenz. Zur Entwicklung dieser Kompetenz gibt es inzwischen auch Ratgeber. Im Jahre 2000 erschien *Mein erstes Shopping-Buch*, das für Kinder von drei Jahren an angeboten und verkauft wird. Das Buch wurde Ende des Jahres von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt und erst nach langen gerichtlichen Auseinandersetzungen im Juli 2004 wieder frei gegeben. Das Buch ist ein Ratgeber, kein Kinderbuch. Kinderbücher sind Erziehungsmedien, die auf die Erwartungen nicht nur der Kinder, sondern auch der Eltern abgestimmt sind. Eltern kaufen die Bücher für die Kinder, nicht die Kinder für sich. Die Angebote müssen also die Zensur der Eltern passieren und so deren Erziehungserwartungen treffen. Konsum ist in diesen Medien wenn, dann Objekt kritischer oder entlarvender Darstellungen. Die Kinder sollen darauf vorbereitet werden, sich nicht durch Konsumreize verführen zu lassen.

Nicht so *Mein erstes Shopping-Buch* (Wilske/Erlen 2002) - Hier lernen Kinder Maximen wie die Folgenden:

1. Mit dem Shopping kannst du gar nicht früh genug anfangen.
2. Lasse dich durch nichts davon abbringen. Deine Wünsche zählen!.
3. Kaufe das, was deine Freunde sich nicht leisten können!
4. Bestehe darauf, dass du auch am Sonntag einkaufen darfst.
5. Merke! Es ist besser, viel Geld zu haben, denn: Viel Geld, viel Einkaufen, viel Spass!

⁸

Juliet B. Schor ist Professorin für Soziologie am Boston College.

6. Lehne gebastelte Geschenke ab!
7. Wenn dir etwas gefällt, kaufe es! Wenn du zweifelst, kaufe es trotzdem!

Das sind „goldene Regeln“ des Konsums für Kinder, die im Verlaufe des Buches formuliert und am Ende zusammengefasst werden. Dazwischen gibt es Passagen wie diese: „Willst du mehr shoppen, müssen deine Eltern dein Taschengeld erhöhen. Dafür brauchst du gute Argumente“, etwa die folgenden:

- Shopping ist wichtig für deine Persönlichkeitsentwicklung.
- Deine Wünsche sind genauso wichtig wie die deiner Eltern.
- Wenn du nicht mehr Taschengeld bekommst, dann wärest du gezwungen zu stehlen.
- Mehr Taschengeld = mehr Kaufkraft = mehr Arbeit und gesicherte Arbeitsplätze auch für deine Eltern!
- Notfalls gilt: Wenn deine Eltern dir nicht zuhören, dann spreche mit Oma und Opa oder anderen Verwandten.

Das Buch soll *erziehen*, nämlich die Kinder davor bewahren, einfach gutgläubig und naiv in die Konsumwelt hineinzuwachsen. Stattdessen sollen ihnen die Augen geöffnet werden, was diese Welt tatsächlich ist und von ihnen abverlangt. „Shoppen“ wäre so eine aktive Lernaufgabe, die eine spezifische Kompetenz aufbaut. Aber kann man Kinder und Jugendliche mit paradoxen Interventionen erziehen?

Sie müssten durchschauen, dass sie aufgefordert werden, sich einer Aufforderung zu entziehen oder unterlassen sollen, was ihnen dringend nahe gelegt wird. Doch die Realität eines Supermarktes *ist* eine einzige Kaufaufforderung, der sich Kinder kaum entziehen können. Sie lernen nicht zu verzichten, sondern höchstens, dass kein Geld da ist zu kaufen. „Viel Geld, viel Einkaufen, viel Spass!“ ist eine tägliche Verhaltensmaxime, die Erwartungen festlegt und hohen Aufwand an Gegensteuerung verlangt, wenn sie umgangen werden soll. Aber ist das nicht ohnehin sinnlos, weil sich die Konsumumwelt nicht mit pädagogischen Mitteln ändern lässt? Die Kinder gehen rund 10.000 Stunden in die Schule, aber sind im Schnitt rund 12.000 Stunden Massenmedien mit Konsumangeboten ausgesetzt, brauchen sie dafür nicht ehrliche Ratgeber?

Kinder bilden für spezialisierte Anbieter eine klar abgrenzbare Zielgruppe, die über ein individuelles Budget mehr oder weniger autonom verfügen kann. Es gibt zahllose Produkte, die ausschliesslich auf Kinder zugeschnitten sind und die von Kindern unabhängig von ihren Eltern gekauft werden. Dieser Markt ist in den letzten zwanzig Jahren massiv ausgeweitet worden. Mit steigendem Alter nehmen die Kinder eigenständig an der Konsumgesellschaft teil, also vollziehen nach, was die Erwachsenen für sich in Anspruch nehmen. Diese eher stillschweigende Entwicklung ist nicht nur eine Wohlstandsfolge, sie hat auch mit dem Wandel der Erziehungsgrundlagen zu tun. Kinder *sind* mit Konsum- und Medienangeboten konfrontiert, ob wir dies wollen oder nicht. Und Konsum und Kommerz sind keine Grössen, die aus der Kindheit wieder verschwinden werden. Die Frage ist nur, wie man den Umgang damit gestalten soll. Und die weitere Frage ist, warum das *nicht* mit Medien wie dem „ersten Shopping-Buch“ geschehen soll.

Der hauptsächliche Wandel der Erziehung im 20. Jahrhundert ist der zur Kommerzialisierung von Kindheit und Jugend. Heutige Kinder und Jugendliche sind mehr denn je Kunden, für die eigene Produkte entwickelt werden und die Objekte sind für eine

aggressive Zielgruppenwerbung, der sich kaum ein Kind entziehen kann. Versuche, eine heile Welt ohne Kontakt zur Konsumgesellschaft aufzubauen, sind in aller Regel zum Scheitern verurteilt, auch weil Eltern dafür einen Aufwand betreiben müssten, der fast immer jenseits ihrer Möglichkeiten liegt. Selbst wenn die Ressourcen da wären, würde die Zeit nicht ausreichen. So werden die Kinder lernen müssen, sich in der Konsumwelt zurechtzufinden, und dies mit jener neuen Kindergeneration neu, weil sich die Konsumwelt ständig wandelt.

Die Realität lässt sich anhand vieler Phänomene der täglichen Erfahrung beschreiben, aber auch mit konkreten Zahlen belegen. Seit 1994 wird in Deutschland jährlich eine „Kids-VA“, eine „Kids-Verbraucher-Analyse“, durchgeführt. Die Analyse beruht auf Befragungen von Kindern und Eltern. Die aktuellen Daten von 2006⁹ sehen wie folgt aus: Die Sechs- bis Dreizehnjährigen verfügen insgesamt über eine Kaufkraft von fast sechs Milliarden Euro. Diese Summe nimmt ständig zu. In diesem Jahr hat jedes Kind in Deutschland durchschnittlich 1.006 Euro zur Verfügung. Zwei Jahre zuvor waren es noch 125 Euro weniger. Die Gesamtsumme ergibt sich, wenn man Taschengeld, Sparguthaben und Geldgeschenke etwa zu Weihnachten oder an Geburtstagen zusammen rechnet. Es ist diese Summe, die die Kinder als Zielgruppe interessant macht. Ihre Kaufkraft ist trotz sinkender Realeinkommen gestiegen. In immer weniger Kinder wird immer mehr Geld investiert.

Zwei Drittel der Kinder dürfen mit ihrem Taschengeld und den sonstigen Zuwendungen machen, was sie wollen. Die Zuwendungen sind reichlich. Heutige Kinder erhalten im Schnitt 60 Euro Bargeld zum Geburtstag und 71 Euro zu Weihnachten, die zur eigenen Verfügung stehen. Damit steigen die Freiheiten. Fast siebzig Prozent der Kinder zwischen sechs und dreizehn Jahren können entscheiden, wie sie sich kleiden, fast vierzig Prozent verfügt über einen eigenen Fernsehapparat, 83 Prozent sehen täglich fern, und was sie sehen, ist oft gleichbedeutend mit offener oder versteckter Produktwerbung. Parallel dazu wird auch gespart. Die Kinder verfügen über ein Sparguthaben, das im Durchschnitt 612 Euro beträgt. Auch damit können sie in aller Regel machen, was sie wollen. Nur bei grösseren Anschaffungen gibt es so etwas wie ein Elternveto.

Ausgegeben wird das Geld für Süßigkeiten, Zeitschriften und Comics, stark im Kommen sind auch Handys. In Deutschland waren im Jahre 2004 mehr als 1,6 Millionen Mobiltelefone in den Händen von Kindern, 2006 stieg die Zahl auf 1,9 Millionen. In der Gruppe der Zehn- bis Dreizehnjährigen verfügt mehr als die Hälfte über ein eigenes Handy, die Zahl der Handy-Besitzer in dieser Altersgruppe hat sich innerhalb von zwei Jahren verdoppelt. Die laufenden Kosten werden zum Teil mit dem Taschengeld verrechnet, überwiegend aber von den Eltern bezahlt, wobei nicht bekannt ist, bis zu welcher Summe sie zahlen und wie sie die Sorglosigkeit im Nutzungsverhalten der Kinder bekämpfen. Der Anstieg der Ausstattung mit Handys ist offenbar weit schneller als das damit verbundene Erziehungsverhalten. 47% der Kinder wünschen sich ein erstes oder ein neues Handy.

Der Markt ist nach unten hin begrenzt: In der Grundschule hat nur etwa jeder Zehnte ein Handy, immerhin 15 Prozent der Sechs- bis Neunjährigen nutzt das Internet und mehr als zwei Drittel aller Kinder lesen mindestens eine der führenden Kinderzeitschriften, die ihrerseits voll sind von Produktwerbung. Wenn die älteren Kinder sparen, dann für ein eigenes Handy, wobei vor allem Geräte mit Mehrfachfunktionen interessant sind. Mobiltelefone mit UMTS-Anschluss kosten von 600 Euro an aufwärts, was in etwa dem durchschnittlichen Sparguthaben entspricht. Das Taschengeld beträgt etwa 13 Euro monatlich

⁹ Die Kids Verbraucher Analyse 2006 ist wiederum vom Geschäftsbereich Anzeigen des Berliner Egmont Ehapa Verlag durchgeführt worden. Der Verlag ist mit Produkten mit „Micky Maus, „Asterix“ oder „Werner“ einschlägig interessiert.

bei den Sechs- bis Neunjährigen, rund 27 Euro bei den Zehn- bis Dreizehnjährigen, sonstige Zuwendungen nicht eingerechnet. Das Geld steht in aller Regel als fester Satz zur Verfügung und ist nicht leistungsgebunden. Die Extra-Zuwendungen werden dagegen auch auf Leistungen bezogen, etwa wenn gute Schulnoten mit einer Sondervergütung honoriert werden. Das Gegenteil, die Beschneidung des Taschengeldes bei schlechten Noten, ist schwer durchsetzbar, weil damit die Grundausstattung fraglich wird.

Insgesamt handelt es sich im Blick auf die Kaufkraft um eine der interessantesten Zielgruppen überhaupt. Nimmt man die Jugendlichen hinzu, also die Gruppe der Dreizehn- bis Achtzehnjährigen, dann verfügten im Jahre 2003 die mehr als elf Millionen Kinder und Jugendlichen in Deutschland jährlich über mehr als 20 Milliarden Euro. Im Durchschnitt gibt jeder Einzelne rund 1.800 Euro jedes Jahr aus, um an der Konsumwelt teilhaben zu können (Kids Verbraucher Analyse 2004). Für die Schweiz gelten ähnliche Zahlen.

Die Erfahrung der Freiheit, kaufen zu können, was man will, nimmt mit dem Alter kontinuierlich zu, was auch heisst, dass die Budgets steigen und die Gewöhnung daran zu einer festen Erwartung wird. Die Kinder lernen, dass und wie sie ständig ihre Wünsche erfüllen können, sie werden fixiert auf Marken, die mit Prestige verbunden sind, und sie erleben kaum mehr das Aufschieben von Wünschen oder gar deren Unerfüllbarkeit. Dieses Lernmilieu hat Folgen, 70 Prozent der Kinder und Jugendlichen geben an, dass ihnen Aussehen wichtiger ist als Charakter, und Mode bedeutet ihnen fast so viel wie die eigene Familie. Unter solchen Voraussetzungen wird Erziehung wenigstens nicht leichter, wenn damit Ansprüche verbunden sind, die die Erfahrungswelt von Kindern *nicht* in Konsum aufgehen lassen wollen.

Dabei müssen grosse Unterschiede in Rechnung gestellt werden, die Eltern verhalten sich nicht gleich, in den einzelnen Familien werden sehr verschiedene Strategien gewählt, wie der Umgang zwischen Eltern und Kindern gestaltet werden kann, und gerade im Blick auf die Budgets gibt es nicht lediglich Sorglosigkeit - aber es ist kein Zweifel, dass alle Betroffenen auf das Problem zunehmender Integration schon von ganz kleinen Kindern in die Konsumwelt reagieren müssen. Eine der Folgen ist, dass die Schule als nachgeordnet erlebt wird, weil in ihr keine Wünsche erfüllt werden und die Belohnung nicht direkt erfolgt. Gefragt ist ein Leistungsverhalten, wie es in der Konsumwelt nicht abverlangt wird. Bildung kann man nicht wie ein Produkt kaufen, sondern muss man erwerben, und das fällt Kindern zunehmend schwer.

Neue amerikanische Studien zeigen, dass die systematische Abrichtung auf Konsum ohne wirkliche Alternativen auch andere Konsequenzen Folgen hat. Die Kinder werden durch Logos geprägt (branded) (Klein 2002), sie laufen früh Gefahr, in ihren Wünschen masslos zu werden und die Folgen des Konsums nicht zu beherrschen. Geldfallen stellen die grösste materielle Gefahr dar, Verschuldung von Kindern und Jugendlichen ist in den Vereinigten Staaten inzwischen eine Regelerfahrung und zugleich ein starkes gesellschaftliches Tabu (Dungan 2002). Zudem kaufen Kinder oft Produkte, über die sie wenig wissen. Sie werden zum Kaufen aufgefordert, man denke an Nike's „Just do it!“, ohne darüber informiert zu werden, was sie für ihr Geld eigentlich erhalten (Linn 2004, S. 191). Das Ziel ist, sie möglichst früh an Marken zu gewöhnen und etwas zu erzeugen, was in der amerikanischen Literatur „impulse buying“ genannt wird - Kaufen ohne nachzudenken (ebd.).

Aber haben wir deswegen wirklich andere Kinder, die lernen müssen oder können wie keine Generation vor ihnen? Oder ist das ganze eher ein Problem der Erwachsenen? Eltern wenigstens geraten oft in Double-Bind-Situationen: Sie müssen bekämpfen, was sie nicht

ausschliessen oder negieren, was den Alltag ausmacht. Es ist schwer kategorisch „nein“ zu sagen, aber man kann auch nicht gutheissen, was unter der Hand geschieht. Andererseits sind die tatsächlichen Erfahrungen schwer darstellbar: Niemand gibt den tatsächlichen Fernsehkonsum der eigenen Kinder zu und niemand verteidigt offensiv den Konsum an Süssigkeiten, weil immer im Hintergrund steht, dass zuviel Fernsehen ebenso schädlich ist wie zuviel Zucker. Es gibt aber kein definitives Optimum, die zulässige Mitte muss individuell und privat bestimmt werden - in ständiger Auseinandersetzung mit den Kindern.

Sie gewinnen dadurch an Macht, und dies nicht nur, weil sie viele Verbote unterlaufen können, sondern weil sie zum Erfolg oder Misserfolg der Erziehung aktiv beitragen. Sie sind nicht einfach deren Objekt. Der durchschnittliche Erziehungsmodus ist immer mehr *Verhandlung*, und nicht selten ist der kleine Partner stärker als der grosse. Daher ist nicht mehr nur Autorität das kardinale Problem, sondern die Macht des jeweiligen Arguments und das Geschick der Kommunikation, also die fortlaufende Abstimmung. Die Besonderheit der pädagogischen Beziehung liegt zunächst einfach nur darin, sie im Falle der Belastung nicht einfach aufkündigen zu können. Vielfach entscheidet einfach die Nervenstärke, die das Gebot der Elternliebe und sicher auch der pädagogischen Empathie von Lehrkräften auf zuweilen harte Proben zu stellen versteht. Das gilt für Mädchen und Jungen gleichermaßen, nur dass Jungen oft weniger Verhandlungsgeschick zeigen als Mädchen.

In diesem Sinne ist Erziehung heute eine ständige Auseinandersetzung mit nicht immer sehr günstigen Umwelten. Konsumwahlen vieler Kinder sind oft nicht angetan, auf den Erfolg der Erziehungsbemühung zu verweisen, und man fragt sich als Vater oder Mutter, wann die Kinder so etwas lernen wie Stil oder Geschmack, über das hinaus was McDonald's bietet. Seltsam ist auch, dass viele Telefonate der Kinder mit dem Wort „peace“ beginnen und enden, dass SMS-Botschaften offenbar unbegrenzt bezahlbar erscheinen und dass die Selbstbegrenzung der Wünsche zu einem Glücksspiel werden kann. Eltern und Kinder müssen sich in diesem Erfahrungsraum zurechtfinden, und ich denke, sie finden tägliche Lösungen für Probleme auch dann, wenn diese unlösbar erscheinen. Das wird mich im letzten Teil meines Vortrages beschäftigen.

3. *Erziehung als fortgesetzte Problemlösung*

Im heutigen Erziehungsalltag steht man auf der einen Seite vor dem Problem der Ausweitung des Angebotes und auf der anderen Seite hat man immer nur knappe Zeiten zur Verfügung. Im Blick auf das Angebot kann das meiste *nicht* realisiert werden, was auch erklärt, dass die These von den permanent erfüllten Wünschen so nicht stimmt. Die knappe Zeit sorgt dafür, dass Erziehung sich auf verschiedene Instanzen verteilt, in diesem Sinne konkurrieren die Eltern mit den Anbietern, die sie beauftragen, um sich selbst zu entlasten. In vielen Hinsichten ist inzwischen pädagogisches „Outsourcing“ üblich, und die Realität ist dabei aufschlussreicher als jede Karikatur:

- Private Lernstudios sorgen für Nachhilfe und Zusatzbildung.
- Musikschulen bieten mit steigender Nachfrage Instrumental- oder Gesangsunterricht und sorgen für musikalische Kompetenz.
- Fitness-Studios bestimmen das körperliche Training.
- Therapien und sozialpädagogische Dienste ergänzen zunehmend mehr die Erziehungsarbeit der Eltern.
- Consulting-Firmen werden mit der Karriereplanung der Kinder beauftragt.

- Zur Stressentlastung ist „Urlaub vom Kinde“ buchbar.

Es hilft wenig, ständig Zerfall oder Niveauverlust zu beklagen. Nicht nur fehlen die erforderlichen Daten und ist der dafür notwendige Masstab gar nicht vorhanden, auch wäre der Blick versperrt, was Kinder in offenen Erfahrungsräumen lernen und wie sie neue Chancen nutzen. Die Erwachsenen erhöhen ihre Belastungen und sehen zugleich ihre Möglichkeiten des Einwirkens auf bestimmte Sektoren der Erfahrung reduziert. Erziehung ist nicht mehr identisch mit dem prägenden Einfluss *naher* Personen, die über die Dauer der Kindheit die Erfahrungsräume begrenzen können. Aber daraus folgt nicht, dass „Wertezerfall“ die Gesellschaft bestimmt und man sollte auch mit dem Ausdruck „Wohlstandsverwahrlosung“ vorsichtig sein. Die Kinder müssen einfach nur *mehr* Medien und Dimensionen der Erfahrung unterscheiden und lernen, sich darin zurechtzufinden.

Die wohl wichtigste gemeinsame Alternative zur Konsumkultur ist die öffentliche Schule. Hier gilt nicht die Maxime der unmittelbaren Wunscherfüllung, hier kann man sich nicht mit Geld direkte Vorteile verschaffen, die Kriterien für Leistungen sind gleich und die Belohnung ist an die Leistung gebunden. Die Frage ist, wieweit die Konsumumwelt Einfluss hat auf das Leistungsverhalten und was getan werden kann, die Schulqualität zu erhalten. Von Bedeutung ist auch, die Herrschaft der Marken zu begrenzen und die Schule als eigenständigen Lernraum zu erhalten. Die Kinder müssen den Unterschied erkennen und sich auf die Bedingungen der Schule einlassen, was durch die extensive Handy-Nutzung nicht einfacher geworden ist. Man stelle sich Pippi Langstrumpf mit einem Handy vor, die ganze Botschaft des Buches wäre gestört.

Neue Modi des Umgangs zwischen Eltern und Kindern sind Aushandeln und strategische Interaktion, die inzwischen gut beschrieben sind (Darian 1998, Gregan-Paxton/John 1997, Palan/Wilkes 1997). Hier entscheidet nicht einfach Autorität, sondern der Wunsch und das Argument im Einklang mit dem Budget. Kinder handeln im Rahmen ihrer Interessen durchaus rational und strategisch. Beide, Kinder wie Eltern, sind Teil der Konsumkultur, auch in dem Sinne, dass beide ästhetischen Kaufanreizen ausgesetzt sind, die nicht einfach „pädagogisch“ ersetzt werden können und aber als Problem erscheinen können. Daher sind schon in den frühen neunziger Jahren Konsum-Ratgeber für Kinder erschienen (McNeal 1992). Das deutsche *Erste Shopping Buch* ist also keineswegs eine Originalidee.

Von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, ist nicht mehr viel übrig. Der autoritäre Vater ist als Leittypus ebenso verschwunden wie die selbstlose Mutter, es gibt kaum noch Geschwisterreihen, der Kinderwunsch ist vielfach zu einem Stressfaktor geworden, was früher undenkbar war, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken, ist heute selbstverständlich, und es ist auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Partnerschaft lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch gegen diesen Wunsch zu entscheiden. Kinder werden offenbar in vielen Fällen zu einem Luxusgut. Von den Kosten her gesehen erziehen eigentlich die Kinder die Eltern, einfach weil täglich Aufwand betrieben werden muss, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt. Aber leben wir deswegen in einer völlig neuen Erziehungswelt?

In gewisser Hinsicht muss die Frage bejaht werden. Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe und die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen. Grundsätzlich wird niemand mehr sozial geächtet, der von der Mehrheit abweicht und aber für seinen Unterhalt selbst aufkommen kann. Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden. Paare *ohne*

Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr, Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild, vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslangen Lernens, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind. Wer das vor sich sieht, kann vor der Verpflichtung, die Kinder mit sich bringen, leicht zurückschrecken.

Aber es ist nicht nur der Wandel der Einstellungen, den wir heute beobachten können, historisch neu ist auch die Beschleunigung der Erfahrung. Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich. Heute sind wir mit globalen Phänomenen konfrontiert, die vom Kinderspielzeug über die Medien bis hin zur Kleidung und zum Aussehen reichen. Dennoch und nochmals gesagt: für pädagogische Nostalgie besteht kein Anlass. Kinder haben „früher“ nicht „besser“ gelebt, etwa weil die Welt einfacher war oder die Verhältnisse überschaubarer. Allerdings neigt die öffentliche Diskussion immer wieder zur Konstruktion von heilen Welten, die oft auch die allgemeine Erwartung bestimmen. Doch es gab zu keinem Zeitpunkt der Erziehungsgeschichte heile Welten, die immer nur als schöne Bilder vorhanden waren.

Oft waren dies Bilder der idealen, reinen und unschuldigen Kindheit (Higonnet 1998, McGavran 1999), die seit Beginn des 19. Jahrhunderts die öffentliche Reflexion über Erziehung prägten, aber nie die Praxis bestimmt haben. Und auch die heutigen Bilder des *coolen* Kindes (Cross 2004) sind nichts als Generalisierungen, die über das tatsächliche Verhalten wenig aussagen. Auf der anderen Seite steht die Annahme, dass Erziehung zu komplex geworden sei und man zu früheren Verhältnissen der Disziplin und Bindung zurückkehren müsse. Man könnte das den „Eva-Hermann-Reflex“ nennen. Doch scheinbar einfache oder überschaubare Verhältnisse mit klaren Rollentrennungen waren genau so konfliktanfällig wie offene Erfahrungsräume mit hohem Individualisierungsgrad, wobei jeweils das *Nicht*vorhandene die Wünsche bestimmt hat.

Heutige Kinder lassen sich nicht mehr einfach auf „gutes Spielzeug“ oder „gute Lektüre“ oder „praktische Kleider“ festlegen, wenn attraktivere Alternativen erreichbar sind und ohne grössere Risiken abgerufen werden können. Wer Kinder davon abhalten wollte, mit Lego-Bausteinen zu spielen, etwa weil Lego kein Holzspielzeug ist und aber Holz besser sei als Plastik,¹⁰ würde sich in den meisten Kontexten lächerlich machen. Aber haben wir deswegen wirklich eine grundlegend andere Situation, nur weil aus Kindern „Kids“ geworden sind? Und sehen wir uns als Eltern oder Lehrkräfte völlig neuen Problemen gegenüber, die eigentlich gar nicht lösbar sind und uns daher mutlos werden lassen?

„Erziehung“ ist in der öffentlichen Erwartung nicht fortgesetzte, manchmal spannungsreiche Problemlösung, sondern ein möglichst reibungsloser Prozess, der perfekt aussehen muss. Wie sind *alle* und *immer* „gute Eltern“, das heisst, wir haben die Situationen des Alltags im Griff und sind ausreichend organisiert, für die Kinder ständig das Beste zu tun. Dabei werden wir nie müde und haben immer ausreichend Zeit, zudem sind wir imstande, den Umgang der Kinder mit den Medien zu regeln, ihr Konsumverhalten einzuschränken und ihnen verständlich machen, dass sie nicht alles haben können. Wir halten die Handy-

¹⁰ Ursprünglich war Lego aus Holz. Der dänische Zimmermann OLE KIRK CHRISTIANSEN begann mit der Produktion von Holzspielzeug im Jahre 1932. 1949 entwickelte er den Vorläufer des heutigen Lego-Brick, 1958 wurde der an der Unterseite achtylindrische Baustein eingeführt, der den kommerziellen Durchbruch brachte. Lego-Spielzeug wurde erstmalig 1961 in den Vereinigten Staaten verkauft, heute werden 1‘700 Varianten in 138 Länder exportiert oder dort hergestellt. Die Firma schätzt, dass mehr als 300 Millionen Kindern seit Einführung der Marke mit ihren Produkten gespielt haben. *Lego* heisst im Dänischen „spiel gut“.

Rechnung niedrig, drosseln den Fernsehkonsum und regeln alle Konflikte im partnerschaftlichen Dialog. Wir regen uns nie auf und präsentieren die Familie immer im besten Licht.

Angesichts der öffentlichen Erwartungen an „gute Mütter“ und „gute Väter“ ist das eine verständliche Haltung. Aber die Wirklichkeit der Erziehung ist anders, wie sich an einem ganz einfachen Phänomen zeigen lässt, den Umgang mit Zeit. Das wesentliche Kapital der Erziehung ist die zur Verfügung stehende Zeit. Wird die Zeit knapp, verlagert sich die Aufmerksamkeit, ohne zugleich auch die Verantwortung reduzieren zu können. *Pokémon* ist auch deswegen populär, weil das Spiel Zeit bindet. Ähnlich ist der *Gameboy* eine Dauerunterhaltung, die Kinder stundenlang beschäftigt und so von Anderem ablenkt. Auch vor dem Fernseher sind sie still und kommen auf keine anderen Gedanken, sofern das Programm spannend ist.

In diesem Sinne sind Medien perfekte Erzieher, nur lässt sich Erziehung nicht auf Unterhaltung reduzieren, auch aus dem Grunde nicht, dass Kinder sich beim Medienkonsum kaum selbst Grenzen setzen werden. Was wie eine erfolgreiche Problemlösung aussieht, schafft selbst Probleme, deren Reichweite die Kinder nicht absehen können. Selbst bei knappen Zeiten müssen Grenzen gesetzt und eingehalten werden. Medienkonsum hat Ähnlichkeiten mit *Fastfood*, beide verlangen nach Begrenzung, wenn nicht unerwünschte Folgen in Kauf genommen werden sollen, die in beiden Fällen mit Übergewicht zu tun haben, das der unverdauten Bilder und das des schweren Körpers. Oft kann man Kinder über die Folgen nicht belehren, sondern muss ihrem Verhalten Grenzen setzen. Das geht nicht allein mit Verboten, sondern verlangt den Aufbau von Alternativen, in diesem Falle andere Medien sowie eine gehaltvolle Küche, über die Kinder nicht selbst bestimmen können.

Der Erfolg der Bemühungen hängt nicht zuletzt davon ab, wie viel und noch mehr *welche* Zeit zur Verfügung steht. Ein Schlagwort lautet *Quality-Time*. Damit soll gesagt werden, dass nicht der reine Aufwand an Zeit, die Quantität, wichtig ist, sondern die in der Erziehung erreichte Qualität, was immer diese sein mag. Aber die Forderung nach „Qualität“ steigert leicht die Last und erhöht die Unsicherheit, mindestens wird das potentiell schlechte Gewissen auf Dauer gestellt. Wer eine knappe Erziehungszeit unter dem Diktat der Qualitätserzeugung nutzen muss, setzt sich nicht nur ständig unter Druck, sondern verlernt die spontane Zeitgestaltung, die für die unmittelbare Lösung von Problemen notwendig ist. Die Lösung kann nicht sein, jeden Samstag am Nachmittag in den Zoo zu gehen, weil das Qualität verspricht.

Generell gesagt: Es gibt in der Erziehung kein Zeitoptimum, weil die verschiedenen Beziehungen situativ gestaltet werden müssen und dabei ganz unterschiedliche Erlebnisintensitäten zustande kommen. Dabei herrscht das Prinzip der unaufgelösten Parallelität. Es sind immer viele Ereignisse und Einflüsse, die gleichzeitig oder knapp nacheinander bearbeitet werden müssen, ohne dass es irgendwann einfach und übersichtlich werden würde. Der Problemfluss wird zunehmendem Alter der Kinder nicht geringer, sondern wächst an, wobei auch unliebsame Überraschungen zunehmen. Und die grundlegenden Aufgaben sind nicht irgendwann fertig, sondern stellen sich jeden Tag neu, ohne dass man sagen könnte, der Aufwand sei definitiv genug.

Auch ein hoher Zeitaufwand muss nicht zu einem gewünschten Resultat führen, wie überhaupt Kosten:Nutzen-Rechnungen die Erziehungswirklichkeit nur sehr begrenzt erfassen können. Wir wissen einfach nie sicher, wann es genug ist und wann es zu wenig war. In der Erziehung versuchen wir, Probleme zu bearbeiten, ohne zu perfekten Lösungen zu kommen.

Mit dieser Unsicherheit muss man leben und sich gleichzeitig gute, pragmatische Lösungen zutrauen, was jede Form von Fatalismus ausschliesst, der doch in bestimmten Situationen leicht nahe liegt. Wenn macht man, wenn Jugendliche einfach nicht tun, was gut für sie ist? Und wie geht man Abmachungen um, die „hoch und heilig“ versprochen und dann doch nicht eingehalten werden? Hier sind jeden Tag gute Lösungen gefragt. Und wahrscheinlich unterschätzt man die Eltern, wenn man ihre tägliche Suche nach der Lösung der Probleme nicht vor Augen hat.

Heutige Kinder wachsen in offenen Räumen auf, Elternhäuser sind nicht mehr Teil fester sozialer und kultureller Milieus, die Generationen überdauern. In diesem Sinne kann Erziehungsverantwortung nicht heissen, die Erfahrungsräume der Kinder unter Quarantäne zu setzen, sondern wenn, dann realistischen Schadensvermutungen nachzugehen, und dies unter der Voraussetzung, dass Kinder nicht einfach nur potentielle Opfer sind. Die Erziehung begründet sich nicht einfach mit Defiziten, sondern mit Potentialen, die uneingeschränkt angenommen werden müssen. Alle Kinder sind fähig zu lernen, nicht nur besondere Begabungen, und alle Eltern können ihre Kinder unterstützen, Erziehung ist kein Beruf, für den man studiert haben muss, sondern ein Erfahrungsfeld, in dem man praktische Kompetenzen ausbilden muss.

Im Blick darauf sollte man sich von niemandem Defizite einreden lassen, weil keine Elternschulung wirklich absieht, was auf die Eltern wirklich zukommt. Die Beziehung zu den Kindern ist eine lebenslange Bindung, nicht eine einmalige Problemlösung, die zu einem bestimmten Zeitpunkt fertig ist. Probleme treten ständig auf, und nur die Musterfamilie in unseren Köpfen erweckt den Eindruck eines reibungslosen Prozesses. Mit Kindern muss, nochmals gesagt, weit mehr als früher verhandelt werden, die Gestaltung des Verhältnisses verlangt Kompromisse und gelegentlich sind die Kinder nicht einsichtig, obwohl sie sich auf den Kompromiss eingelassen haben. Handys und Telefonrechnungen sind ein dauernder Konfliktfall, weil die Welt der Kinder elementar von dieser Form der schnellen und scheinbar grenzenlosen Kommunikation geprägt wird. Fragen, wie das alles finanziert werden soll, sind für Kinder deutlich nachgeordnet, auch weil die einzelne Einheit billig ist.

Beschränkungen kindlicher Erfahrungswelten sind dort angebracht, wo begründet Schaden vermutet werden kann. Ein zentrales Problem ist tatsächlich Geld. Ältere Kinder und Jugendliche müssen sich in aggressiven Konsumkulturen zurechtfinden, die ständig Investitionen abverlangen, entsprechend sind Kinder nicht nur teuer, sondern auch gefährdet, sofern sie nicht gelernt haben, mit Knappheit umzugehen und auf bestimmte Ansprüche zu verzichten. Die Umwelt belohnt das nicht; die Einzigen, die Grenzen setzen und begründen können, sind die Eltern. Zugleich sehen Kinder, wie andere Kinder sich im Supermarkt illegal besorgen können, was auch sie haben wollen. Oder sie erfahren, dass andere Kinder ständig über die grösseren Budgets verfügen, ohne dass deren Eltern Grenzen setzen. Aber Kinder müssen lernen, „nein“ zu sagen, und dabei brauchen sie die Hilfe ihrer Eltern. Diese Hilfe kann es nur geben, wenn offen über die Probleme gesprochen wird.

Eltern sollten dabei immer unterstellen, dass sie nicht allein sind und nicht als einzige solche Probleme haben. Die meisten heutigen Eltern haben ähnliche Probleme, und niemand ist so perfekt ist, wie es den Anschein hat. Gleichzeitig sollte man aber auch voraussetzen, dass viele der anstehenden Probleme lösbar sind und zwar auch dann, wenn man von den Kindern nicht alles erfährt. Für Erziehungspanik besteht kein Anlass, auch wenn man oft genug den Eindruck hat, es gehe nun wirklich nicht mehr weiter. Wir wissen heute, dass sich Kinder Videos, die unter einen Erziehungsbann gestellt sind, ausserhalb des Hauses ansehen, ohne allein dadurch unsere Befürchtungen zu bestätigen. Wir wissen auch, dass sie darüber

nicht einfach berichten, sondern die Erfahrung möglichst für sich behalten, weil sie keinen Ärger mit den Eltern riskieren wollen. Auch mit dieser Unsicherheit muss man leben, ohne das Vertrauen in die Kinder aufzugeben. Sie werden die Erwartungen ihrer Eltern nicht nur erfüllen, sondern auch umgehen, und diese Spannung muss man aushalten, ohne generell auf den Charakter der Kinder zu schliessen. Sie werden uns nicht alles sagen, aber das haben wir gegenüber unseren Eltern auch nicht getan.

Man ist das hinterher sehr erstaunt, was Kinder alles gesehen haben, das doch eigentlich verboten war. In diesem Sinne ist eine komplette Überwachung der Erfahrungen von Kindern und Jugendlichen nicht möglich, was auf der anderen Seite nicht heisst, auf Verbote verzichten zu müssen. Sie sind nur nicht immer und überall wirksam, weil in den Familien sehr unterschiedliche Toleranzgrenzen bestehen und verschiedene Eltern Verschiedenes verbieten oder durchlassen. Das ist nicht zu ändern, aber daraus kann nicht geschlossen werden, die Kinder sich selbst zu überlassen. Eltern sind gehalten, nach Alternativen zur Konsumkultur zu suchen, aber sie sollten auch davon ausgehen, dass Kinder lernen müssen, sich in dieser Kultur zurechtzufinden.

Literatur

- Brumlik, M. (Hrsg.): Vom Missbrauch der Disziplin. Antworten der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. Weinheim: Beltz Verlag 2007.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Berlin: List-Verlag 2006.
- Cross, G.: The Cute and the Cross. Wondrous Innocence and Modern American Children's Culture. Oxford/New York: Oxford University Press 2004.
- Darian, J.: Parent-child decision-making in children's clothing stores. In: International Journal of Retail and Distribution Management 26 (1998), pp. 421-428.
- Dungan, N.: Prodigal Sons & Material Girls. How Not To be Your Child's ATM. New York: John Wiley & Sons 2003.
- Fachstelle Elternmitwirkung: Aktivitäten Oktober 2004 bis August 2006. Zürich: mulle mediation coaching 2006.
- Gregan-Paxton, J./Lohn, D.R.: The Emergence of Adaptive Decision Making in Children. In: Journal of Consumer Research (1997), pp. 43-56.
- Higonnet, A.: Pictures of Innocence. The History and Crisis of Ideal Childhood. London: Thames and Hudson 1998.
- Hürlimann, W.: Zur Geschichte von Schulausschlüssen in der Schweiz. Diss. phil. Universität Zürich, Pädagogisches Institut (Fachbereich Allgemeine Pädagogik). Ms. Zürich 2006.
- Jacobson, L.: 2001: Raising Consumers. Children and American Mass Market in the Early Twentieth Century. New York: Columbia University Press 2004.
- KidsVerbraucherAnalyse 2004. Markt/Mediauntersuchung zur Zielgruppe 6 bis 13 Jahre. Berlin: Egmont Verlag 2004.
- Klein, N.: No Space, No Choice, No Jobs. No Logo. New York: Picador 2002.
- Linn, S.: Consuming Kids. The Hostile Takeover of Childhood. New York/London: The New Press 2004.
- McGavran, J. H. (Ed.): Literature and the Child. Romantic Continuities, Postmodern Contestations. Iowa City: University of Iowa Press 1999.
- McNeal, J.U.: Kids as Consumers: A Handbook of Marketing to Children. New York: Lexington Books 1992.
- Messner, M.A.: Barbie Girl versus Sea Monsters: Children Constructing Gender. In: Gender & Society Vol. 14, No. 6 (2000), pp. 765-784.

Palan, K.M./Wilkes, R.E.: Adolescent-Parent Interaction in Family Decision Making. In: Journal of Consumer Research Vol. 24 (1997), pp. 159-169.

Reissig, B.: Schulverweigerung - ein Phänomen macht Karriere. Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung bei Schulverweigern. Werkstattbericht. München/Leipzig 2001. (= Deutsches Jugendinstitut, Arbeitspapier 5/2001)

Schor, J.,B.: Born to Buy. The Commercialized Child and the New Consumer Culture. New York: Scribners 2004.

Wagner, M./Dunkake, I./Weiss, B.: Schulverweigerung. Empirische Analysen zum abweichenden Verhalten von Schülern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Jg. 56 , H. 3 (2004), S. 457-489.

Wilske, J./Erlen, A.: Mein erstes Shopping-Buch. Ein „Why Do You Shop?“ Buch für Kinder. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König 2002.